

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 7 (1903-1904)
Heft: 10

Artikel: Aus dem St. Antöniental
Autor: Fricker, B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665676>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Näherin.

Man sieht sie sittsam heimwärts laufen
Von ihrer Arbeit, Tag für Tag,
Und weder Schmuck noch Spitzen kaufen,
Daß sie für zwei das Brot vermag.
Sie näht und müht sich ohne Ende
Und näht um einen fargen Lohn.
Voll Wunden sind die zarten Hände
Und trübe sind die Augen schon.

Sie kann nicht viel von Freuden sagen.
Die Tage kommen und entflieh'n
Und kaum kann sie am Sonntag wagen,
Einmal durchs grüne Tal zu zieh'n.
Sie hätt' wohl auch ein Herz zum Lieben
Und glaubt an Lenz und Sonnenschein,
Doch Blatt um Blatt will ihr zerfliegen
Und keine Blüte kann gedeih'n!

So trägt sie denn ihr Los ergeben
Und will von dieser Welt nichts mehr
Als nur ihr stilles Duldereben
Mit seinem Ziel, so groß und hehr!
So tät sie nimmer denn sich schonen
Vom Morgen- bis zum Abendschein,
Und wenn kein Mensch, wird Gott es
lohn:

Sie sorgt ja für das Mütterlein!

Rudolph Aeberly, Erlenbach-Zürich.

Aus dem St. Antöniental.

Von Prof. B. Fricker, Baden.

Von Zürich oder vom Bodensee her bringt uns die Eisenbahn in der Richtung nach Chur zur Station Landquart. Dort öffnet sich, vom Rheintal aus kaum sichtbar, durch eine enge Klus das zwölf Stunden lange, wiesenreiche Prättigau. Durch dieses Tal führt eine Eisenbahn nach Davos. Wir benutzen sie bis zur Station Rüblis. Hier beginnt die Wanderung in das wilde Waldtal hinein an dem mit lautem Getöse uns entgegenstürmenden Schanielabache entlang. Nach zwei Stunden fröhlichen Gehens durch das meist enge Bachtobel hinauf erreichen wir bei der Säge von Ascharina die untere Stufe des St. Antönientales (1281 m), und in einer weitem halben Stunde liegt St. Antönien-Platz vor uns (1420 m), das Herz des Tales, eine Häusergruppe von wenig mehr als einem halben Duzend Gebäuden. Mitten aus dem Häuserhaufen schaut das alte, in spätgotischem Stile gebaute Kirchlein gar schmuck heraus in die Landschaft. Was das Tal so freundlich und warm macht, ist das herrliche Grün, in dem ringsum die Abhänge prangen. Da gibts keine Wildnis, keine öden Schutt- oder Geröllhalden. An den untern Gehängen sind fette Matten und Wiesen und in dieselben vereinzelt hineingestreut auf sonnigen Terrassen Bauerngehöfte mit heimeligen, braunen Holzhäusern. Über diesen, und an manchen Stellen bis zu der vom Wildbache durchrauschten Talsohle hinab, schwebt liches Tannengrün, von Weideboden überfrönt bis zu den höchsten Höhen. Einladend grüßt vor allen das grüne Haupt des Kühnischorn (2400 m) ins Tal hinab. Den hintern Talabschluß



St. Antönien-Möscharna mit Rühnißhorn.

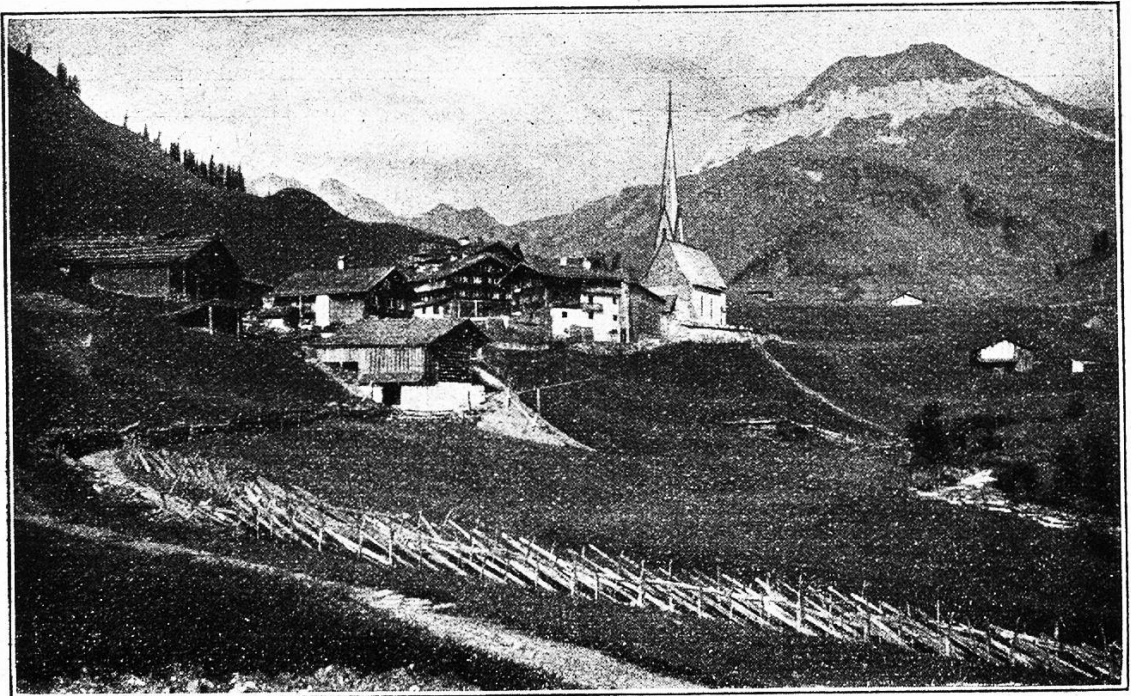
bildet der Schollberg (2574 m) auf der Grenze gegen das Muntafun und Vorarlberg.

Früher wurde in St. Antöniental auch noch Getreide, Gerste, Hanf und Flachs gebaut, heute nur noch etwas Kartoffeln und Rüben. Neben dem Nadelholz finden sich vereinzelt Ahorn, Erlen und Weiden. Die Matten im St. Antöniental haben tonigen Grund, und das reichliche Sickerwasser macht sie flüssig, so daß sie zu den schönsten, besten und ertragreichsten im ganzen Kanton Graubünden zählen. Die natürliche Güte des Bodens wird jeden Herbst durch ausgiebige Düngung noch gesteigert. Dasselbe wird durch Saumpferde, die mit zwei schweren Kübeln behangen sind, an Ort und Stelle geschafft. Der Alphag, d. h. die Scheide zwischen den Heumatten und den Weiden hält sich ungefähr in der Höhe von 1550 m. Der Unterhalt dieses hölzernen Hages, der gut zweiundzwanzig Kilometer Länge hat, ist ein kostspielig Ding und den Waldungen nicht förderlich.

Eine Hauptbeschäftigung der Bewohner ist das Einbringen des Heues. Und dieser Heuet dauert von Mitte Juni bis Mitte September. Man schätzt, daß auf den Alpen des St. Antönientales tausend Stück Großvieh und viele Ziegen und eine Menge Kleinvieh geweidet werden. Und wenn auch diese Tiere nicht alle den Talbewohnern gehören, denn auch entfernter liegende Gemeinden und Genossenschaften haben im Tale Besitzungen und Rechte, so braucht es doch große Heuvorräte, um eine so große Zahl Vieh den langen Winter hindurch zu ernähren. Beim Heuen sieht man fast überall auf den Matten Hunderte und Hunderte von „Heinzen“, kleine hölzerne Gestelle, die in den Boden gesteckt werden, um das gemähte Gras zum Trocknen und Dörren daran aufzuhängen. Man sichert so das Futter bei nasser Witterung mehr

gegen das grau und faul werden. Die ersten Heizen sollen um das Jahr 1717 aus dem Muntafun importiert worden sein. Gleichzeitig kamen auch von dort her die erste Stubenuhr und die ersten Kartoffeln.

Die nicht oder nur leicht bewaldeten steilen Abhänge begünstigen die Lawinengefahr. In der Tat kennen die Talbewohner sechs lawinengefährliche Stellen. Auch der Häuserhaufe, wo die Kirche steht, liegt in einem Lawinenzuge. Man hat diese Unholde durch Anlage von sogenannten „Ebenhöch“ unschädlich zu machen gesucht. Es sind dreieckförmige, mit der einen Spitze dem Berghange zulaufende hohe und feste Schutzwälle, welche den Anprall der Lawine aufnehmen und die Schneemassen teilen und nach rechts und links ablenken sollen, so daß man dahinter, wie in einer Redoute, geborgen ist. Der fürchtet den Berg nicht, der darauf geboren.



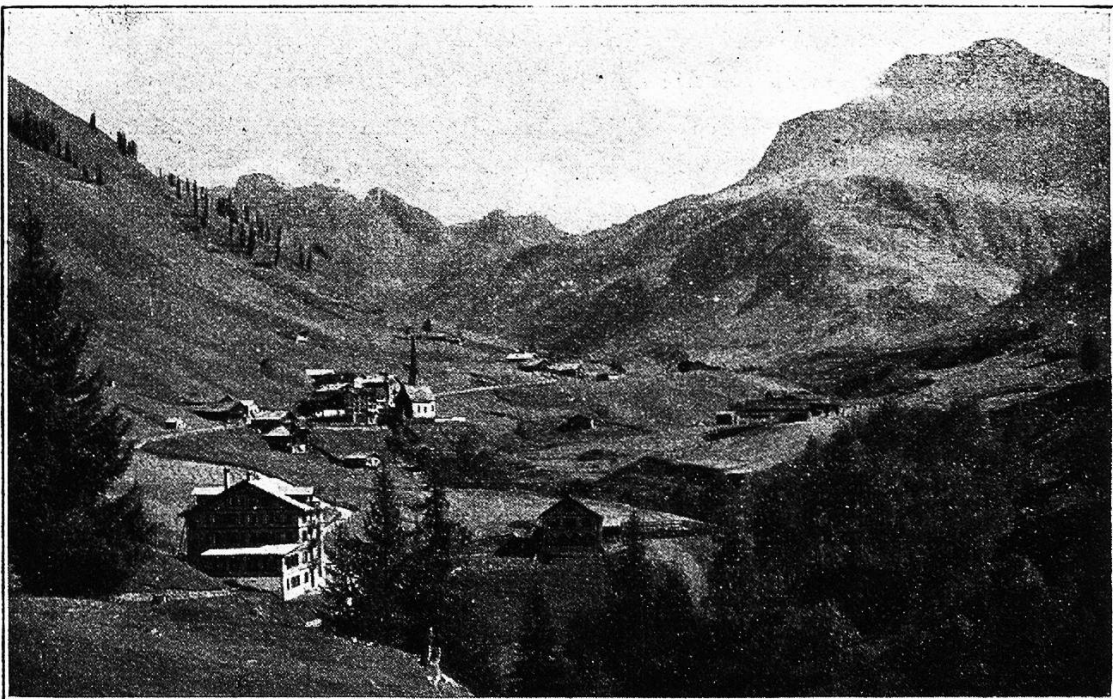
St. Antönien=Platz.

Die Bevölkerung des St. Antönientales geht, wie man es in den Bergtälern auch anderorts wahrnimmt, beständig rückwärts. Im Jahre 1788 zählte man 440, 1805 noch 388 und im Jahre 1860 364 Einwohner. Diese wenigen Leute wohnen mehrere Stunden weit zerstreut auseinander, aber sie haben für jede verständige Neuerung ein praktisches Auge. Seitdem ihnen im Jahre 1542 Jakob Spreiter aus Gallenkirch von der Kirchenreformation geprediget, sind sie ergebene Anhänger der neuen Lehre geworden, und sie haben sich auch in den bösen Zeiten (1620—1639) des dreißigjährigen Krieges, wo das einsame Bergtälchen durch wilde Horden geplündert, ausgebrannt und entvölkert wurde, nicht von ihrem Glauben bringen lassen. In jenen bösen Zeiten sind viele Bewohner fliehend in die „Schweiz“ oder nach Schwaben gezogen. In neuerer Zeit verstand man es auch, dem Orte als Sommerfrische eine neue

Bedeutung zu geben. Ja, auch das elektrische Licht hat sich seit dem Jahre 1902 in St. Antönien eingebürgert. Noch im Jahre 1850 hatte das Tal nur einmal in der Woche, am Samstag, mit Rüblis Briefpostverkehr. Seit Mai 1873 ist täglicher Postdienst und seit der Erstellung der Fahrstraße verkehrt der Postwagen im Sommer zweimal täglich.

Ein Sommeraufenthalt im St. Antöniental, wo drei gut geführte Pensionshäuser zum Empfange bereit stehen, bietet viel Abwechslung und Naturgenuß. Auf gutem, zum Teile sehr aussichtsreichen Sträßchen führt uns der Postwagen in drei Stunden hinauf und in Fünfviertelstunden hinab zur Station Rüblis. Das Sträßchen zieht sich hinter St. Antönien-Platz noch eine halbe Stunde weiter taleinwärts und geht dann in schmalere Fahrwege über nach dem Partnuner See und ins Gafiental hinein. Beides sind reizende Bergtäler von ganz verschiedenem Charakter. In beiden findet der Wanderer noch ein gastliches Haus, gewöhnlich auch einsiedlerische Kurgäste.

Wer seinen Kräften nur ganz bescheidene Zumutungen machen will, den nehmen unweit der Pensionshäuser lauschige, schattige Plätzchen und erfrischende Waldungen auf, wo nie drückende Wärme ist. Ein Gang auf der Straße gegen Ascharina hinunter führt immer am rauschenden Talbache hin durch dunkelschattiges Waldeßgrün. Auf einer weitem schönen Wanderung durch Wald und Weiden erreicht man das hochgelegene Pany an der Poststraße. Verschiedene aussichtsreiche Höhen und Gipfel zählen bei guter Witterung tagtäglich ihre Besucher. Mit welchem Vergnügen erinnere ich mich noch heute an die herrliche Morgenwanderung auf das Rühnischorn an einem wundervoll hellen Tage gegen Ende Juli 1902. Mein Gefährte, Herr B. aus Z., war



St. Antönien Castels und Blick ins Hochtal St. Antönien. Links hinein geht's nach Partnun, rechts nach Gafien.

kein großer Bergsteiger, aber er wurde von diesem Tage an ganz bergfexisch. Das Rühnishorn, 1000 m über der Talsohle, ist aber auch ein Punkt, der förmlich hinauslockt. Er ist ja so sanft grün bis an den Gipfel. Wer es an einem durstigen Tage vergißt, ein Tränklein mitzunehmen, dem gibt der Berggipfel auf seiner Nordseite gratis ein frisches Maß; denn dort bleibt auch im Hochsommer immer etwas Schnee liegen. Es kam auch uns zu gut, trotzdem wir nicht ganz ohne Vorrat die Tour unternommen hatten. Aber es machte uns Vergnügen, mit einigen guten Stücken einem viel später erst aufgestandenen Pärlein, das wir schon längst an dem heißen steilen Südabhange mit Mühe heran strabbeln sahen, aushelfen zu können.

Doch die beliebtesten und besuchtesten Reiseziele sind das Gafiental und das Partnun. Es gibt nichts Interessanteres als den wilden, hochromantischen Weg durch das Gafiental, stetsfort am rauschend sich überstürzenden Talbache entlang durch Wald und Schlucht und durch mächtige Felswildnisse. Da steigt aus der Talniederung und aus zahmer Umgebung der Schlangenstein 36 m in die Höhe. Die Gelehrten streiten sich, wann und wo der heruntergekommen ist.

In Gafien (1742 m) gibt es nur primitive Alplerhütten und Stadel. Auch die „Alpenrose“, das Pensionshaus, ist sehr bescheiden eingerichtet. Aber die dortigen paar Kurgäste verschmähen jeglichen Komfort, darum gehen sie hin. Die Reize der herrlichen Bergnatur sind ihnen alles. An den schönen Sommertagen lagern sie sich, wenn sie nicht größere Wanderungen vorziehen, familiär auf dem grünen Rasenteppiche der die Hütten überragenden Höhen und Hänge in unterhaltendem Gespräche, bei Spiel, oder in selbstgenügender, ruhiger und phäakenhafter Beschaulichkeit, die nichts unterbricht, als das ferne Rauschen eines Bächleins, der einsame Ruf eines Vogels oder das ferne Bellen des Hündchens, das die Ankunft eines noch fernen Wanderers anzeigt. Die Kurgäste von Gafien haben die großen Alpenrosenfelder in nächster Nähe, auch können sie sich oben an den steilen Grassalden eigenhändig ihr Edelweiß holen. Trotz aller Bescheidenheit der Einrichtungen bin ich auf meinem Sommeraufenthalte in St. Antönien gar manchmal nach Gafien gepilgert und habe mir dort ein Glas trefflichen Beltliner schmecken lassen, während andere sich an der süßen „Nidel“ erlabten. Am 2. August haben wir in fröhlicher Erinnerung an die vortägige Bundesfeier 25 Personen stark unser liebes Gafien besucht.

Bekannter und belebter ist das Partnuner Tälchen; denn durch dasselbe führt ein ziemlich begangener Pafsweg, der Grubenpaß, von Rüblis nach Schruns im Muntafun. Dieser Weg ist zwar keine internationale Verkehrsstraße; er dient mehr den lokalen Bedürfnissen der angrenzenden Ortschaften. Ganz besonders viel wird er von Schmugglern begangen. Dieses Geschäft wird hier ziemlich offen und mit großer Ungeniertheit betrieben. Während meines Aufenthaltes in St. Antönien sah ich jede Woche mehrere Male ganze Karawanen von 3 bis 6 Mann Italienern mit dem gefährlichen Handwerke beschäftigt.

Gegenstand des Schmuggels sind Kaffee, Zucker und Tabak, auf welche Waren Österreich einen ziemlich hohen Zoll hat. Es wurde mir eines Abends, ohne es zu wollen, das Vergnügen zu teil, mit den Schmugglern ein großes Stück Weg ins Partnun hinein machen zu müssen. Die Sache war ja nicht gefährlich, aber ungemütlich war sie halt doch, und ich war froh, wieder aus dem Bereich dieser unbetenen Gesellschaft herauszukommen.

Im Partnun, etwa anderhalb Stunden hinter St. Antönien-Platz, steht die gut eingerichtete Pension Sulzfluh (1772 m), auch Standort für größere und kleinere Unternehmungen in die Berge des Rhätikons. In einer halben Stunde von der Pension erreicht man den einsam gelegenen, von mächtigen Felswällen umtürmten Partnun-See; ein prächtiges Idyll in weltverlassener



Hotel Sulzfluh mit Sulzfluh.

Gegend. Auch hier überall die Hänge voll Alpenrosen in reichster Fülle; aber auch andere gesuchte und begehrte Alpenpflanzen erfreuen den Liebhaber und den Sammler. Den See entlang führt der Pfad in die hinterste Talbucht. An diesem Hang hinauf geht's über den Grubenpaß (2239 m) und weiter ins Muntafun. Die Schmuggler haben hier ihre eigenen Pfade, mitunter recht haltsbrechend.

Die Pension Sulzfluh ist eine prachtvolle Station für allerlei alpine Unternehmungen. Gähstolz schauen die wildzerrissenen und zerflühteten grauen Kalksteinwände der Scheienfluh (2636 m) herab und links als dominierendes Haupt im Hintergrunde die mächtige Sulzfluh (2820 m). Ein anderer Kurgast aus der Pension Madrisa und ich machten im August 1902 zweimal den Versuch, die Sulzfluh zu bezwingen. Der erste Anlauf mißglückte wegen gar zu ungünstiger Witterung. Auf einem zweiten, einige Tage später, ließen wir uns aber nicht abschrecken. Wir begaben uns, um die Tour bequemer zu

machen, am Vorabend nach Partnun hinein. Ein heller Abendhimmel und ein prächtiger Sonnenuntergang machten uns die besten Hoffnungen. Der Morgen freilich war nicht mehr so tadellos. Aber tapfer ging's vorwärts auf den trostigen Gefellen los. Wir überschritten den Talbach auf schwanker Brücke und steuerten die taufeuchten Weiden der andern Talwand hinan und später über loses, steiles Schiefergeröll und über eine Schneezunge an die Felsen. Der erste Anstieg an den Felsen gilt als der ungemütlichste Teil der ganzen Fahrt; er bietet aber bei einiger Vorsicht keine Gefahr. In einigen Minuten ist die böseste Stelle der Felswand überwunden und der weitere Aufstieg geht zunächst ganz gemütlich über Felsplatten mit einigen wenigen Spuren von Vegetation. Ringsumher rechter Hochgebirgscharakter. Nun steiler über loses Geröll eine Mulde hinauf gegen den Sattel des Berges, den man über sich sieht. Hier werden Lungen und Herz schon etwas mehr in Anspruch genommen. Die letzte halbe Stunde steigt mäßig steil über den schneebedeckten Gismantel hinauf, der die ganze Höhe überdeckt. Es war mehr als nur morgenfrisch, als wir den Ramm und den Gipfel des Berges erreichten, und wir waren unserem Führer sehr dankbar, daß er uns, durch Felsen gedeckt, ein windgeschütztes Plätzchen zu finden wußte, sonst würden wir schwerlich Lust gehabt haben, zwei volle Stunden auf der Höhe zu bleiben. So aber ging's ganz ordentlich, und mit Lust und vergnüglich verzehrten wir unsern Proviant.

Die Aussicht auf der Sulzfluh war heute nicht tadellos, mitunter fast ganz verhüllt, wie es in diesen Höhen bei wildem Wetter zu geschehen pflegt. Doch konnten wir in geteilten Zeitabschnitten bald nach der einen, bald nach der andern Richtung klare und prächtige Bilder schauen. Und diese Aussicht ist wirklich groß, auch bietet sie reichen Wechsel an Formen und Farben. Das Auge schweift über das frische Leben nahe unter uns lagernder Täler und über dunkelgrüne Vorberge zu den fahlen Felswänden oder glitzernden Firnen mächtig sich aufbäumender Berge und drohend strahlender Gipfel. Nach Osten liegt vor uns das obere Muntafun, nach Südosten über den wildzackigen Felsgrat der Madrisa hinaus die firngepanzerte Gruppe der Silvretta mit dem erhabenen Haupte des Piz Linard. Im Süden die stolze Bernina mit den ihr vorgelagerten Trabanten. Im Südwesten das Rheinthal bei Chur und Reichenau, dahinter der Piz Beverin und die Adula, rechts die Berner Oberländer. Im Westen die Tödifette bis zur näher gerückten Calanda, die grauen Hörner und die Glarner Berge, der zackige Mürtschenstock und der stattliche Glärnisch. Einsamer im Nordwesten der Säntis und die bayerischen Alpen. Zu uns herauf blickt heimelig das St. Antöniental, vor demselben das obere Prättigau und hinter ihm grau und waldreich die Hochwangfette, an ihrem Ende die Klus, durch welche die wilde Landquart hinausstürmt, dem Hinterrhein in die Arme. Mächtig imponiert im nahen Westen die Scesaplana, der höchste Berg des Rhätikon.

Die Sulzfluh ist ein massiger Aufbau aus hartem Kalkstein, ein Festungs-



Partnunsee.

werk mit steilen Felsenkämmen und kühnen Mauerzinnen. Da wo der Schnee die Oberfläche enthüllt, zeigt sich das Gestein in der Form von dicken, vielfach in Platten gespaltenen Kalkbänken von weißer, gelber und rötlicher Farbe. Die eckigen Felskanten der obern Teile der Sulzfluh dienen als Beweis, daß die alten Gletscher die Höhen des Berges nicht erreichten.

Nach reichlich genossener Umschau machten wir uns zur Abfahrt bereit. Die oberste Schneehaube des Berges, über die wir teilweise hinunterfuhren, war bald hinter uns. Wir verließen den Weg, auf dem wir heute hinaufgestiegen und steuerten geradeaus in nördlicher Richtung über eine weite, fast horizontal liegende Wüste von gespaltenen Felsplatten und Felsterrassen gegen die Tilisunahütte (2280 m) zu, auf der Muntafuner Seite. Da gab es einen langen Mittaghalt. Auf Decken im Rasen ausgestreckt, genossen wir unter einem klarblauen Himmel ein herrlich erquickendes Sonnenbad, bis die Zeit zum Aufbruche mahnte. Es war eine fröhliche Wanderung um die Sulzfluh herum über hoch gelegene Weiden mit reich wechselnder Flora, durch ruinenhafte Felspartien und über ausgewaschene Steinplatten auf und ab. Die Plattung ist hin und wieder geschiefert und nach oben eingerissen, wie bei der ächten Form der Karrenfelder. In der großen, nackten Kalkmuschel, wie man die Einsattlung des Grubenpasses nennen könnte, treten anstoßend stellenweise das Eruptivgestein, Gneis und granitische Bildungen zu Tage.

Unter uns lag nun, von den mächtigen grauen Felsbergen umwallt, im hintersten Talgrunde des Partnuns der reizende Partnuner-See mit seinen

grün umsäumten und blumenbesäeten Ufern. Seine Einsamkeit war heute belebter als sonst; denn unsere Angehörigen, Bekannten und Freunde waren uns bis hieher entgegengekommen. Angstliche Sorge über den Ausgang unserer Bergfahrt hatte die einen, die Freude am schönen Nachmittage die andern hieher geführt und bis in den hintersten Talgrund gelockt. Schon lange wurde nach uns gespäht, denn man hatte unsere Rückkehr früher erwartet. Die guten Leute dachten eben nicht, wie wohlig wir es uns bei der Tilisunahütte bei einer köstlichen Siesta gemacht hatten. Da krabbelten sie nun an den gähen Hängen herum, um die schönsten Alpenrosen und himmelblauen Gentianen, buntfarbige Beilchen, leuchtende Saxifragen und Primeln zu finden und zum Kranze zu winden. Fröhlich verplauderten wir in der Pension Sulzfluh noch ein Stündchen, bis die tiefer stehende Sonne uns an die Heimkehr gemahnte. Solch schöne Tage in der Sommerfrische sind immer ein herrliches Denkblatt, das man noch nach Jahren mit Genuß wieder aufschlägt.

Rosenduft.

Ob auch, im Frühlingsstrahl erglommen,
Das Herz schon wieder warm erglöh't,
Der ganze Zauber, der wird kommen,
Erst wenn die holde Rose blüht.
Wo blieb der schönen Zeit Verklärung,
Der Lenzessonne Vollbewährung,
Wär' nicht dein reizend Bild darin,
Dein Duft, o Blumenkönigin?

Beim blossen Duft erwacht mir grüssend
Im Winter selbst das Frühlingsglück
Und führt, das Alter mir versüssend,
Die junge Lust im Geist zurück.
Schwand Jugend auch und Lenz von dannen,
Der Duft vermag zurückzubannen.
Der Rosenduft erschliesst — und wie! —
Das Wunderreich der Poesie.

O, lasst nur immer Prosa reden,
Wer lieber zankt und sich erbo't,
Und gönnet mir mein heimlich Eden
Mit seinem dichterischen Trost!
Ich möcht' nach fernen Himmelsräumen
Entfliehn mit meinen schönsten Träumen
Und schwelgen, wenn Erinnerung ruft,
Dort still in ew'gem Rosenduft.

Emil Faller, Jöfingen.

Jupiter und Saturn.

Mit dem Eintritt des Herbstes steigen am Firmamente wieder die strahlenden Sternbilder, die dem Winterhimmel sein charakteristisches Gepräge geben, empor. Die staubfreihere, reinere Luft der kälteren Jahreszeit bringt es mit sich, daß die einzelnen Sterne glänzender erscheinen, und die tiefer unter den Horizont sinkende Sonne vermag nicht mehr die obersten Schichten der Atmosphäre zu erhellen wie in Sommernächten, so daß der Himmel tiefer, dunkler, man möchte sagen „unendlicher“ erscheint. In diesem Herbst und Winter sind es ganz besonders zwei Sterne, die unser Interesse in Anspruch nehmen: die